Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 31 (1951-1952)
Heft: 8

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Bismarck selbst

Niemand erweist Hitler eine größere Ehre als der, welcher behauptet, Friedrich der Große und Bismarck seien seine Vorgänger gewesen. Wer Bismarcks Persönlichkeit und vor allem seine Politik einigermaßen studiert hat, erkennt zwingend, daß es für die Politik mancher Reichskanzler nach ihm kein vernichtenderes Gericht gibt als der Vergleich mit ihm. Diese Überlegungen ersparen uns den Einwand der Gegner nicht, das von ihm gegründete Deutsche Reich sei doch so mächtig geworden, daß es unvermeidlich den Frieden gefährden mußte. «Ist das nicht so, als ob ich für meinen Rippenbruch denjenigen verantwortlich machte, der mir in bester Absicht das Pferd geschenkt hat? Ist es seine Schuld, wenn ich schlecht reite?» fragt *Ingrim*. Ich habe seit Jahren genau so gefragt. Bismarck hat bewiesen, daß die Politik einer starken mitteleuropäischen Macht der Garant des Friedens der Welt sein kann. Churchill hat es in Zürich bestätigt. Wie froh wäre heute die Welt, wenn es zwischen den beiden Weltriesen noch einen starken Mann gäbe, der durch seine unbeirrbare Ruhe, Zuverlässigkeit und Friedfertigkeit verhindern würde, daß einer der Riesen den andern angreifen könnte?

Wie soll man solche Einsicht über Bismarck als richtig erweisen? Je gewissenhafter ein Historiker die Quellen heranzieht, um so besser weiß er, daß er mit ihnen die Wahrheit nur im Spiegel erweisen kann, da dieselben als Überreste menschlichen Tuns immer der Interpretation bedürfen. Aber Zeugen sind sie, und wenn sie wahr gesprochen haben, dann kommt das Gericht nicht über sie, sondern über den, der ihnen nicht geglaubt hat. Deshalb läßt Ingrim Bismarck selbst sprechen. Er stellt Zeugnisse aus seinem ganzen Leben, aus allen Bereichen seines Wirkens, aus Gedanken und Erinnerungen, aus Briefen, aus den Akten der «Großen Politik», aus Reden und Gesprächen nach sachlichen Gesichtspunkten zusammen. Im Vordergrund stehen zunächst die Gedanken Bismarcks über seine Außenpolitik. Sofort wird klar, daß er diese nicht einfach vom Standpunkt der Geltung und der Macht Deutschlands aus geführt hat, sondern immer vom europäischen Zusammenhang aus, d. h. für die damalige Zeit, vom Ganzen einer zusammengehörenden Welt aus. Was sich ohne Schaden für das Leben dieser Welt für die Interessen einer einzelnen Macht tun läßt, das soll die Außenpolitik anstreben. Die Annexion des Elsasses betrachtete Bismarck ungeschminkt als Fehler, deshalb suchte er Frankreich auf dem kolonialen Gebiet zu unterstützen, ohne Gegenleistungen zu verlangen. Am meisten zu schaffen gab ihm Rußland; dessen Freundschaft suchte er, um die Gefahr, die der ganzen Welt von dorther drohte, abzuwehren. Wie viele Bismarck-Worte haben sich in unserer Zeit erfüllt! «Böhmen in der Hand der Russen, das wäre unsere Erledigung; Böhmen in unserer Hand, das wäre der Krieg ohne Gnade und ohne Rast mit dem Zarenreich. Sie sehen, es ist unser Lebensbedürfnis, daß Österreich lebe», sagt er 1879. So schwierig eine Verständigung, gar ein Bündnis mit England immer ist, gute Beziehungen dürfen nicht abbrechen. Wer Bismarcks Außenpolitik nicht kennen sollte, wird bei der Lektüre dieses Buches aus dem Staunen über den Reichtum der Bezüge, die Vielgestaltigkeit und Feinnervigkeit der Mittel, durch die sich ein Krieg vermeiden läßt, nicht herauskommen. Aber auch die Weite von Bismarcks innenpolitischen Gedanken frappiert, sein entschiedener Föderalismus, der doch nichts anderes sein konnte, als ein Gegengewicht gegen die preußische Hegemonie; die Bereitschaft, die Entwicklung der Verfassung offen zu halten; die Ablehnung des «widersinnigen» preußischen Dreiklassenwahlrechts; und bei aller grundsätzlichen Ablehnung der absoluten Demokratie die entschiedene Forderung, daß ein Monarch keinen Krieg führen dürfe, «wenn nicht alle, die ihn mitmachen,

alle, die ihm Opfer bringen, kurz und gut, wenn nicht die ganze Nation einverstanden ist; es muß ein Volkskrieg sein».

Was ich bisher mehr nur ahnen konnte, noch nicht bestimmt zu behaupten wagte, dafür gibt mir die Auswahl Ingrims die Gewißheit: Bismarck hat eine politische Ethik. Illusionen darf sich ein Staatsmann gewiß nicht machen, die Politik richtet sich nach den Interessen des Staates. Aber nun beginnt erst die Frage nach den wahren Interessen eines Volkes. Sie liegen keineswegs in möglichst ausgedehnter Machtpolitik: «Jede Großmacht, die außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik der anderen Länder zu drücken und einzuwirken und die Dinge zu leiten sucht, die periklitiert außerhalb des Gebietes, welches Gott ihr angewiesen hat, die treibt Machtpolitik und nicht Interessenpolitik, sie wirtschaftet auf Prestige hin. Wir werden das nicht tun». Das sagt Bismarck in der berühmten Reichstagsrede vom 6. Februar 1888, in der auch das Wort des Friedens fällt: «Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt». Weil Wilhelm II. nicht genug vom Gottesgnadentum reden konnte, soll die Gottesfurcht bei Bismarck auch nicht tief genug gegangen sein? Hier stellt sich die Glaubensfrage. Im gottesfürchtigen Wissen um die Zusammengehörigkeit der Staatenwelt erkannte Bismarck, wo die Grenzen Deutschlands lagen, wußte er, daß die mitteleuropäische Macht saturiert war, d. h. so stark war, daß die andern keine Machterweiterung derselben mehr ertragen konnten. Wie wußte Bismarck um die Grenzen menschlichen Wirkens! «Die ganze Weltgeschichte läßt sich überhaupt nicht machen; auf ihrem Strom kann man ein Staatsschiff steuern, wenn man sorgfältig auf den Kompaß der salus publica blickt und diese richtig zu beurteilen weiß».

Die von Ingrim aus bestem Verständnis ausgewählten Bismarckworte mögen Geltung für Deutschland, für die Welt erlangen, damit machtvolle Politik wieder lerne, den Völkern Sicherheit und Freiheit zu bringen; denn Bismarck «teilte die Überzeugung, daß, den höchsten Grad von Freiheit des Volkes, des Individuums, der mit der Sicherheit und gemeinsamen Wohlfahrt des Staates verträglich ist, jederzeit zu erstreben, die Pflicht jeder ehrlichen Regierung ist (1867)» [1]).

Leonhard von Muralt

Römische Satiren

Nun beginnen sich an die elfenbeinfarbenen Bände der griechischen Reihe die ersten ziegelroten der römischen anzureihen in der nicht genug zu bewundernden Bibliothek der alten Welt des *Artemis-Verlages*. Für den Fachmann bedeutet es einen besondern Genuß, die Unterschiede der Manier zu beobachten, mit der die verschiedenen Herausgeber an ihre nicht alltägliche Aufgabe herantreten, Eilfertig-Großzügige, Sorgfältig-Gelehrte, Scheugehemmte im Popularisieren und dann wieder andere, denen es gerade besonderen Spaß macht, einmal nicht zu Fachmenschen zu reden. Der Band, über den jetzt zu berichten ist, vereinigt mehrere Manieren in sich, außer der Gehemmtheit. Er gilt der lateinischen Satire *).

Mit Recht wird, antiker Literaturanschauung entsprechend, die Gattung über das Individuum gestellt. Aber jede richtige Methode hat auch ihre Nachteile. Horaz, der Satiriker, unbestreitbar der Höhepunkt des Bandes, ist nun getrennt vom Odendichter Horaz, ja sogar von Horaz, dem Verfasser der poetischen Briefe (Sermones). Der Herausgeber, *Otto Weinrich* in Tübingen, ist ein ausgezeichneter Philologe und Spezialist auf dem Gebiet dieses Bandes. Seine Einleitung ist eine meisterliche Zusammenfassung der Forschung. Das muß in diesem Falle sein, denn die Geschichte der Satire, besonders aber ihrer Anfänge, ist voller Probleme. Ihre Lösung basiert auf der heiß umstrittenen Deutung einiger weniger antiken Angaben. Schon das Wort Satire allein, das nichts mit den Satyrn und dem griechischen Satyrspiel zu

---

[1]) Bismarck selbst. Tausend Gedanken des Fürsten Otto von Bismarck, zusammengestellt und eingeleitet von Robert Ingrim. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1950.

*) Römische Satiren, eingeleitet und übertragen von Otto Weinreich. Die Bibliothek der alten Welt, Römische Reihe. Artemis, Zürich 1949.

tun hat, ist problemgeladen. Der Herausgeber hätte nun seine Meinung mit einigen kategorischen Behauptungen hinsetzen können. Weinreich wählt den schwereren Weg: er zieht es vor, den Leser miturteilen zu lassen in all den einzelnen Entscheidungen. Der Kenner kann das Geschick dieser Darstellung nur bewundern, zumal da er neben präzisen Referaten manchem neuem Gedanken begegnet. Der interessierte Laie aber wird sich freuen, unter so liebenswürdiger Führung in die Werkstatt der Gelehrsamkeit hineinblicken zu dürfen. Auch die einzelnen Dichter sind eindringlich charakterisiert. Der Herausgeber erlaubt sich glücklicherweise auch Abneigungen, so gegen den schulmeisterlichen Renommisten Persius. Beneidenswert sind seine Kenntnisse auf dem Gebiet der Wiederaufnahme der Satirendichtung vom Humanismus bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.

Die Übersetzungen stammen teils vom Herausgeber selber und halten dann die rechte Mitte zwischen Deutung und Stilwiedergabe. Horaz wird berechtigterweise in der Übertragung Wielands, die, wie diejenige des Luzian, zu den deutschen Klassikern gehört, geboten, Persius zum Teil in der Hugo Blümners, dessen Name und Persönlichkeit in der Schweiz noch nicht vergessen ist.

Ernst Howald

Lebendiger Goethe

Man hat im Gedenkjahr so viel über Goethe gehört, daß mancher wohl versucht sein konnte, den bekannten Titel seines späten Shakespeareaufsatzes abzuwandeln: Goethe und kein Ende! Auch war ja der Verdacht nicht immer von der Hand zu weisen, daß es mehr um das Feiern an sich zu tun war als um Goethe, mehr um das Geschäft oder den Betrieb mit seinem Namen als um das Verständnis seines Wesens und Werkes und die Bedeutung des «Weisen, Göttlich-Milden» für unsere Zeit der Gefährdung und Verworrenheit. Ein ähnliches Mißtrauen mag sich auch gegen die zum Jubeljahr in größerer Zahl veröffentlichten Schriften richten. Hat eine innere Notwendigkeit sie hervorgerufen oder bloß der äußere Anlaß des Tages? Bei den hier zur Besprechung vorliegenden Neuerscheinungen ist dieses Mißtrauen nur in einem, allerdings bedenklichen Fall gerechtfertigt.

Das Buch, das *Gertrud Bäumer* zum Goethejahr herausgegeben hat, ist eine Entgleisung [1]). Nicht nur mit unzulänglichen Mitteln, sondern mit einer kaum glaublichen Flüchtigkeit abgefaßt, wimmelt es von sachlichen Fehlern aller Art. Da kann vom jungen Goethe die Rede sein, wo es sich um den vierzig- oder fünfzigjährigen handelt; das 1782 im Tiefurter Journal mitgeteilte und von Goethe 1828 in einem wichtigen Gespräch mit dem Kanzler Müller gewürdigte Fragment über «Die Natur» wird einfach ins Jahr 1830 gesetzt; der West-östliche Divan sei die «Darstellung eines fremden Volkstums», heißt es, die Absicht der Klassischen Walpurgisnacht sei, «die Gestaltenfülle der klassischen Welt zur Erscheinung zu bringen, um sie auf diese Weise als eine Einheit umfassen und in den großen Gang und die verborgenen Tiefen des Weltgeschehens einschalten zu können». Usw. Die umfangreichen Zitate sind fast durchweg durch sinn- und klangstörende Fehler entstellt. Was übrig bleibt, sind leere Worte, Phrasen, Götzendienst mit Goethe oder vielmehr mit seinem Namen. Man hätte der angesehenen Verfasserin dieses bedauerliche Buch gern erspart gesehen und würde es am liebsten mit Schweigen übergehen; doch ist zu fürchten, daß ihr Name arglose Leser irreführen könnte. Darum mußte hier nachdrücklich davor gewarnt werden.

Solchen Lesern, die sich um einen Weg zu Goethe mühen, möchte man dagegen zwei andere, ungleich bescheidenere Schriftchen in die Hand drücken, die ihn aus wahrer Ehrfurcht und sachlicher Verantwortung heraus feiern. *Karl Schmid* versteht es, in prägnantester Darstellung auf wenigen Seiten abwägend und wesentlich den Umriß von Goethes Werdegang zu zeichnen [2]); *Fritz Schaufelberger,* in

---

[1]) Gertrud Bäumer: Das geistige Bild Goethes im Licht seiner Werke. F. Bruckmann, München 1950.

[2]) Karl Schmid: Johann Wolfgang Goethe, Bild eines Menschen. Artemis-Verlag, Zürich 1949.

einer im besten Sinne schönen und zugleich in die Tiefe dringenden Festrede, versucht, Goethes Begegnung mit Napoleon umsichtig und behutsam deutend, zu sagen, was Goethe uns heute ist [3]). Beide Autoren richten sich in erster Linie an den jungen Menschen unserer Zeit, dem sie das Dasein Goethes als Beispiel und Verpflichtung ins Bewußtsein rufen. Sie zeugen damit von seiner lebendigen Wirklichkeit, auch wenn auf beider Wege nicht die eigentliche Auseinandersetzung mit ihm liegt. Um eine solche geht es in dem nicht nur umfangreichsten, sondern bei weitem gewichtigsten Werk, von welchem hier zu reden ist.

Goethe schreibt einmal an Zelter, man müsse Kunstwerke und Naturwerke im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen. Um die Anwendung dieses Grundsatzes auf ihn selber handelt es sich in *Heinrich Meyers «Goethe»* [4]). Der Verfasser will in einer inneren Biographie den immer wechselnden Verbindungen und Gegensätzen nachspüren, in denen Leben und Dichten bei Goethe standen, und im Einzelnen, genau und ohne vorschnell vereinfachende Formel verstehen, «wie sich aus dem Leben das Werk herauslöste, wie das Leben das Werk bestimmte». Zu diesem Zweck versucht er, «Goethes Leben so kompliziert zu schreiben, wie es war, und durch Vor- und Rückgreifen das innere Wachsen und Werden, das Zusammenfließen von Tun und Leiden, die Mischung von Erfahrung und Erfindung, von Dichtung und Wahrheit einigermaßen ins Bewußtsein überzuführen». So wird etwa, wenn von Leipzig und der Beziehung zu Käthchen Schönkopf die Rede ist, bereits auf Marianne v. Willemer vorausgedeutet und schon allgemeiner von der Haltung Goethes gegenüber den Frauen gesprochen, von dem Phantasiehaften, ja Gespielten, das seinen Leidenschaften gerade dann eigentümlich scheint, wenn sie in einem Bruchstück der großen Konfession ihren Niederschlag finden. Nach dieser Vorwegnahme vermag der Nachweis des Literarisch-Absichtsvollen, der «Wertherhaltung», in den berühmten Briefergüssen an Behrisch überzeugend darzutun, wie schon beim Leipziger Goethe keimhaft vorgebildet ist, was dann beim späteren im Zusammenhang mit der Gestaltung seiner eigensten Werke in immer neuen Abwandlungen begegnet: «Eine poetische Schöpferleidenschaft bemächtigt sich einer Gestalt der Wirklichkeit, um sie nach altem Muster (wie in Leipzig bei Käthchen, in Wetzlar mit Lotte, usw.) leidenschaftlich emporzusteigern. Der Dichter erfährt eine Leidenschaft, meint, eine Leidenschaft zu erfahren, die zerstörend in sein Leben und das anderer einzugreifen droht, bis er sie durch Darstellung von sich ablöst und sich befreit».

Ist sich Goethe bewußt, daß diese immer wiederkehrenden, typischen Erlebnisse von ihm selbst geschaffen, fast erdichtet sind? Nach der Methode des Heranpürschens, der vorläufigen Hypothese, die dann langsam abgewandelt und in eine etwas zuverlässigere Endfassung übergeführt wird, geht Meyer, neben vielen anderen Dingen, auch dieser «seltsamen Form der geistigen Erotik», die aufs innigste mit Goethes Schaffensprozeß zusammenhängt, immer wieder nach. Er sucht damit, auch vor anders gelagerten Beziehungen übrigens die Augen nicht verschließend, der Wirklichkeit Goethes und der Besonderheit seiner Produktion, seinem wesenhaft lyrischen, auf Selbstausdruck gerichteten Genie näher zu kommen, um von hier aus Verständnis auch für die Eigentümlichkeit seines dramatischen Schaffens, für die oft befremdlichen menschlichen Beziehungen seiner Romane und nicht zuletzt ein bezeichnendes Licht auf Eigenart und Grenzen seiner Wissenschaft zu gewinnen. Denn was wir in vergröbernder Vereinfachung heraushoben, wird in dem Buch nicht nur ohne schablonenhafte Verallgemeinerung, sondern in seiner ganzen Verflochtenheit mit anderen Lebensmotiven gegeben. Namentlich in den dem alten Goethe gewidmeten Kapiteln wird daher die Darstellung, eine unermeßliche Tatsachenfülle ergreifend, immer verwickelter und unendlich verschachtelt. Immer wieder gehen lange Exkurse, die den zeitlichen Ablauf, nicht ohne Absicht, unterbrechen, den verschiedenartigsten Sachverhalten nach. Es ist ein fortwährendes Inbeziehungsetzen und Reflektieren, durch das untergründige Verbindungen mehr angedeutet als ausgesprochen, der Vermutung nahe gebracht, aber nicht voreilig behauptet werden.

---

[3]) Fritz Schaufelberger: Begegnung mit Goethe. Vereinigung Oltner Bücherfreunde, 1950.

[4]) Heinrich Meyer: Goethe, Das Leben im Werk. Strom-Verlag, Hamburg-Bergedorf 1950.

Dadurch wird die Lektüre des spannenden Buches nicht ganz leicht, aber es werden so Zusammenhänge deutlich oder wahrscheinlich gemacht, die auf andere Weise überhaupt nicht auszusprechen wären. Vor allem wird, indem gewissermaßen Goethes Methode von Wink, Andeutung und gegenseitiger Spiegelung selber angewendet ist, durch die verwickelte Darstellung selbst der Inhalt symbolisiert, es wird etwas wie die Brüchigkeit des Alters und die subtile Vielbezogenheit eines solchen unendlichen Geistes fühlbar. Gleichzeitig vermag das ständig vor- und rückgreifende Spiel der Beziehungen aber auch die Einheit des Goetheschen Wesens in allem Vielartigen und Widersprechenden seiner Erscheinung, das immer Gleiche, ewig Eine in den proteushaften Wandlungen und Metamorphosen seines langen Lebens faßlich zu machen, was um so wichtiger ist, als Meyer gerade das Unharmonische, Zwiespältig-Zerrissene an Goethe unterstreicht.

Ist es der «wirkliche», der «ganze» Goethe, der damit erscheint? — Jedenfalls ist es ein ehrlich gesehener, ein lebendig empfangener, ein mit Leidenschaft beschworener Goethe. Es ist nicht möglich, hier von dem Reichtum des Buches eine Vorstellung zu vermitteln, doch sei wenigstens im Vorübergehen auf die «Morphologie», auf den neuen Beitrag zur Entstehung der Wahlverwandtschaften, auf die ebenso kenntnisreiche, wie feinhörige Interpretation einiger viel zu wenig bekannten Gelegenheitsgedichte des väterlichen, des kindlichen Goethe hingewiesen. Leider ist die Sprache nicht ohne Nachlässigkeiten, manches Urteil mag allzu apodiktisch erscheinen, mitunter ist ohne Zweifel ein gewisser Widerspruchsgeist am Werk, aber auf jeden Fall bleibt eine solche Fülle der aufschlußreichsten Gedanken und Gesichtspunkte, es sind so viele bisher übersehene Beziehungen und Zusammenhänge ins Licht gestellt, daß man mit diesem Buch noch einige Zeit zu tun haben wird.

Wenn Meyer, in Deutschland geboren und gebildet, seit zwei Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten wirkend und beheimatet, aus echter Verbundenheit Goethe von innen her zu begreifen und zugleich höchst unbefangen, ja respektlos aus dem Abstand auch seine Grenzen zu sehen vermag, so ist der fast ebenso umfangreiche *«Goethe»* des 1948 gestorbenen vielseitigen dänischen Gelehrten *Vilhelm Grönbech* ein Buch des Widerspruchs, der kritischen Ablehnung [5]). Grönbech sieht in Goethe den wirklichkeitsfremden, lebensfeindlichen Ästheten, der aus Angst vor dem Leben in eine erdichtete Welt des Scheins, der Literatur flüchtet. «Aus Furcht vor der Welt, in der Menschen handeln, kämpfen, leiden und schaffen, flieht er hinauf in den hohen, stillen Bereich der Kunst, der nichts weiter erfordert als Anschauung und Genuß; aber er fühlt sich nicht sicher, bevor er bewiesen hat, daß die Kunst das eigentliche Leben ist, und daß sie das Grundgesetz des Lebens aussagt, nämlich daß man der fordernden Wirklichkeit den Rücken kehren soll». Das ist der zentrale Punkt, von dem aus Grönbech Goethes Naturforschen, seine Kunstlehre, Lebenshaltung, gesellschaftliche Stellung und Dichtung überblickt, um sie radikal abzulehnen. Wenn es ihm bei dieser Ablehnung Goethes zuletzt, wie das kluge Nachwort des Übersetzers ausführt, um die Ablehnung einer ihm lebens- und zukunftfeindlich erscheinenden, der Vergangenheit zugekehrten Geistesrichtung, um Kultur- und Gegenwartkritik zu tun ist, so spielt dabei doch unüberhörbar auch eine ausgesprochene Abneigung und Goethefeindschaft mit herein. Was er im Einzelnen gegen Goethe vorbringt, ist nicht neu und findet sich z. B. auch bei Meyer. Neu ist nur, wie alles von einem Punkte aufgerollt, in einen streng geschlossenen Zusammenhang gebracht und mit einer fast allzu virtuos gehandhabten Kunst des Zitierens ausführlich belegt ist. Nur kann man schließlich durch geeignete Auslassungen und Akzentuierungen auch ein Zerrbild von Goethe wohl belegen. Sehr bezeichnend ist, daß Grönbech sich vorzugsweise mit dem Denker und Forscher Goethe befaßt, während ihm der Dichter wenig zu sagen scheint. Gewiß kann auch ein Werk des Widerspruchs bezeugen, daß Goethe lebendig ist, aber das bis zum Überdruß hier angewendete Mittel der beißenden Ironie scheint doch einer sachlichen Auseinandersetzung nicht eben förderlich.

Grönbechs ironische Geringschätzung gilt vor allem auch der Goethephilologie. Ein Beispiel solcher Goethephilologie, und ein gutes, ist die kleine Schrift

---

[5]) Vilhelm Grönbech: Goethe; Deutsch von Hans Heinrich Schaeder. W. Kohlhammer, Stuttgart 1949.

von *Werner Günther,* die, indem sie sich um einzelne Fauststellen müht, die an wichtigen Kreuzungspunkten der Dichtung stehen, mehr zur Faustinterpretation beizutragen hat, als der bescheidene Titel verrät [6]).

Im ganzen ebenfalls wertvoll und verdienstlich ist die in gediegener Ausstattung in zwei Bänden erschienene Ausgabe des *Faust* mit Erläuterungen von *F. C. Endres* [7]). In allem, was der Erklärung der unzähligen Einzelschwierigkeiten dient, ist Endres ein recht sachkundiger Führer. Aufschlußreich sind namentlich seine aus genauer Kenntnis orientalischer Geheimlehren geschöpften Beiträge zum 1. Teil. Eine zuverlässige Deutung dessen, was Goethe im 2. Teil selber gewollt hat, läßt sich nur von seiner Naturphilosophie und Altersmystik her gewinnen. Hier ergeht sich die Deutung von Endres, dessen Goethekenntnis auch sonst für seine Aufgabe nicht überall zureicht, zuweilen in schweifender Willkür, die mit Goethes Intentionen kaum mehr viel zu tun hat. Schade, daß die Sprache oft so salopp ist.

Ein sehr beachtenswerter Beitrag zur Faustauslegung, nämlich eine überlegen abklärende Analyse der Wetten, findet sich auch in dem entzückenden Essaybändchen von *Georg Quabbe* [8]). Den Titel hat es von einer liebenswürdigen Plauderei, die, Goethes Freundschaften nachforschend, durch das «wunderbare Leben» des Dichters schlendert, wobei dem Leser mancherlei und nicht bloß landläufige Aufschlüsse zugespielt werden. Eine Auseinandersetzung mit Jaspers schließt das Büchlein, ein reizendes Geschenk für Goethefreunde und solche, die es werden wollen.

Zum Abschluß dieser Betrachtung darf noch eine durch ihren souveränen Überblick und ihre vornehme Haltung besonders ausgezeichnete Gabe hervorgehoben werden: die meisterhafte Abhandlung über *Goethe und die Geschichte* von *Friedrich Meinecke,* der, indem er Goethes Geschichtsverständnis einer eindringenden und umfassenden Würdigung unterzieht, dessen «schöpferische Leistung für ein neues geschichtliches Denken, das wir unter der Bezeichnung Historismus verstehen», aufzeigt [9]).

Der Dilettant und Liebhaber, der «Laienbruder», wie Quabbe sich launig einmal nennt, der mit Geist und Wissen die bildende Macht Goethes erweist; der Altmeister der Geschichte, der im biblischen Alter ehrfürchtig und dankbar der Bedeutung des Großen für seine eigene Wissenschaft gedenkt: schöner, nachhaltiger, wesentlicher, scheint uns, kann die fortzeugende Gegenwart Goethes nicht zum Ausdruck gebracht werden. Daß die Wirklichkeit und Wirksamkeit Goethes in ihnen Ereignis wird, das ist es, was die nach Umfang, Absicht, Rang und Gültigkeit so unterschiedlichen Schriften miteinander verbindet, die hier anzuzeigen waren. Sie künden in ihrer Gesamtheit lebendig und ermutigend von jener auch heute im Stillen tätigen Wirkung, die, wie Meinecke einmal bemerkt, das geistige Klima verändert hat und die sich doch nicht peinlich beweisen läßt.

Fritz Rittmeyer

Aus der Wirtschaftsgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Zu den Errungenschaften der schweizerischen Bundesverfassung von 1848 gehörte auf wirtschaftlichem Gebiete namentlich die *Vereinheitlichung des Zollwesens.* Für diesen wichtigen Schritt, der recht eigentlich erst die Bildung eines einheitlichen schweizerischen Wirtschaftsgebietes herbeigeführt hat, wurden seinerzeit, neben allgemeinen politischen Erwägungen, namentlich solche verkehrspolitischer und handelspolitischer Art ins Feld geführt. Dabei muß man sich im klaren sein, daß, als die Bundesverfassung geschaffen wurde, sich die Aufhebung der Binnen-

---

[6]) Werner Günther: Bemerkungen zu einigen Stellen in Goethes Faust. Secrétariat de l'Université, Neuchâtel 1950.

[7]) J. W. Goethe: Faust, eine Tragödie, erläutert von F. C. Endres, Bd. I und II. Benno Schwabe, Basel 1949.

[8]) Georg Quabbe: Goethes Freunde, drei Essays. K. F. Koehler, Stuttgart 1949.

[9]) Friedrich Meinecke: Goethe und die Geschichte (Sonderdruck aus «Die Entstehung des Historismus»). Leibniz-Verlag (bisher R. Oldenbourg), München 1949.

zölle und Brückengelder, sowie die Verlegung des gesamten Zollwesens an die Landesgrenze einstweilen nur im Sinne einer verkehrspolitischen Notwendigkeit gebieterisch aufdrängten. Auf dem Gebiete der Außenhandelspolitik wäre die schweizerische Wirtschaft, wenn es hätte sein müssen, auch noch während einiger weiterer Jahrzehnte ohne einen einheitlichen Zolltarif ausgekommen und sie hätte dabei keinen großen Schaden genommen. Dies ersieht man am besten daraus, daß effektiv erst nach 1870 der schweizerische Zolltarif zu einer wirksamen handelspolitischen Verhandlungswaffe, sowie auch zu einem Mittel des Schutzes einheimischer Produktionszweige ausgebaut worden ist.

Der Gedanke an eine «aktive» Zollpolitik ist allerdings zur Zeit der Gründung des Bundesstaates nicht unbekannt gewesen. Neben der Idee der Beseitigung nicht mehr zu verantwortender Verkehrshindernisse im Inland und neben dem allgemeinen staatspolitischen Ideal der Zentralisation hat dieser Gedanke sogar vielmehr schon während Jahrzehnten vor 1848 die Diskussionen der trefflichen Männer beherrscht, die — wenn auch lange vergeblich — eine Revision des Bundesvertrages von 1815 erstrebten. Einer kürzlich als erster Band der neuen Schriftenreihe «Wirtschaft - Gesellschaft - Staat» erschienenen Arbeit von *Walther Rupli* blieb es vorbehalten, erstmals einen umfassenden Überblick über die lebhaften öffentlichen und privaten *Diskussionen* und die praktischen *Maßnahmen* zu vermitteln, die in den Jahren 1815—48 «immer wieder auf eine gesamtschweizerische Regelung der wirtschaftlichen Fragen» hinarbeiteten [1]).

Die Arbeit von Rupli beruht auf einem vielseitigen und bis anhin noch weitgehend unerschlossenen Material. Sie stützt sich nicht nur auf die gedruckten Tagsatzungsabschiede und weitere ungedruckte Tagsatzungsakten, sondern auch auf die Schätze einer Reihe kantonaler Archive, sowie in zwei Fällen auch auf die Familienarchive von Persönlichkeiten, die auf die schweizerische Zollpolitik vor 1848 maßgebend eingewirkt hatten (die bernischen Politiker *Blösch* und *Schneider*). Unter den Problemkreisen, die Rupli behandelt hat, seien besonders erwähnt: die Bestrebungen für ein gegen die Schutzzollpolitik Frankreichs gerichtetes Retorsionskonkordat von 1822—24; die Versuche einer Reform der Binnenzölle in den Jahren 1817 bis 1833, welche in der Einsetzung von Landammann *Zellweger* als eidgenössischer Zollrevisor gipfelten; die Zollrevisionsbestrebungen während der Regenerationszeit und während der Vierzigerjahre, namentlich auch im Zusammenhang mit der Schaffung des Schweizerischen Gewerbevereins von 1843—44. Am Schlusse der Ausführungen Ruplis steht ein Überblick über die zollpolitischen Kontroversen anläßlich der Schaffung der Bundesverfassung von 1847/48.

Die Forschungen Ruplis werden zweifellos einmal einen wertvollen Baustein für die immer noch zu schreibende allgemeine Wirtschaftsgeschichte der Schweiz bilden. Wenn vielleicht eine gewisse Kritik angebracht ist, so hätte sie weniger den objektiven wissenschaftlichen Gehalt der Arbeit zu betreffen, als vereinzelte, vielleicht etwas allzu negative und allzusehr aus der heutigen Perspektive erfolgte Werturteile des Autors im Hinblick auf jene Strömungen, die der Schaffung eines einheitlichen schweizerischen Wirtschaftsgebietes entgegengearbeitet hatten.

Daß es vor gut hundert Jahren durchaus aufgeschlossene Praktiker der Wirtschaft gab, welche nicht unbedingt Freunde der wirtschaftlichen Vereinheitlichung waren, und den «Spreutheorien von Freiheit, Gleichheit und Einheitlichkeit» kritisch gegenüberstanden, geht aus der hochinteressanten Neuauflage der *Tagebücher* von *Johann Conrad Fischer* hervor [2]).

Wenn den Schriften dieses Pioniers der schweizerischen Metallindustrie der Ruf eines außerordentlichen wirtschaftshistorischen Dokumentes zukommt, so ver-

---

[1]) Walther Rupli: «Zollreform und Bundesreform in der Schweiz 1815—1848". Erster Band der Schriftenreihe «Wirtschaft-Gesellschaft-Staat», Zürcher Studien zur allgemeinen Geschichte. Herausgegeben von Professor Dr. Marcel Beck und Professor Dr. Max Silberschmidt von der Universität Zürich unter Mitarbeit von Dr. Walter Bodmer. Europa-Verlag, Zürich 1949.

[2]) Johann Conrad Fischer (1773—1854): Tagebücher. Neu herausgegeben von der Georg Fischer Aktiengesellschaft, Schaffhausen; bearbeitet von Karl Schib, Schaffhausen 1951.

dienen sie ihn in erster Linie im Hinblick auf die bedeutsamen Schilderungen der damaligen industriellen Zustände Englands und anderer europäischer Länder wie Frankreich, Deutschland und Dänemark. Fischers Schriften sind Reisetagebücher. Ihr Autor ist ein zum Erfinder gewordener Handwerker, der während eines langen Lebens als überaus aufmerksamer Fachmann Europa zu wiederholten Malen durchwanderte (zum ersten Mal 1794, zum letzten Mal 1851!) und gemäß dem Grundsatz «nulla dies sine linea» lebend, seine Beobachtungen schriftlich festgehalten hat. Besonders England, diese «hohe Schule für feinere Stahlarbeiten», hat Fischer immer wieder angezogen und er hat dort dank seiner eigenen Erfindungen auf metallurgischem Gebiete bei Männern wie *Faraday, James Watt* jun. und *Boulton* freundschaftliche Aufnahme gefunden. Das Interesse Fischers erstreckte sich aber weit über das engere Fachgebiet der Metallurgie hinaus. Keine Seite der Technik und deren wirtschaftlichen Anwendungsmöglichkeiten ließ ihn unberührt und so oft er Gelegenheit fand, eine Fabrik oder auch nur einen Handwerksbetrieb zu besichtigen, hat er seine Wahrnehmungen zu Papier gebracht. So geht der Kreis von Fischers Reisebeobachtungen von den großen Stahlwerken Englands bis zu den Spinnereien und Webereien dieses Landes, von den Keramikfabriken Wegdwoods bis zum Bau des Themse-Tunnels und von den ersten Anwendungen des Leuchtgases bis zu den frühesten Leistungen der Photographie.

Die Tagebücher Fischers lassen aber auch die menschlichen Seiten des Wirtschaftslebens nicht außer acht und enthalten oft recht eigenwillige Bemerkungen im Hinblick auf die gesellschaftlichen und politischen Zustände der Schweiz, Englands und anderer Staaten. Die Lektüre des umfangreichen Werkes gestaltet sich außerordentlich abwechslungsreich.

Bernhard Wehrli

Das Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte

Immer wieder dürfen wir mit Staunen und Bewunderung von der Intensität der kunstgeschichtlichen Forschung in Wien Kenntnis nehmen. Zwar hat sich die alte «Wiener Schule», die aus dem berühmten Österreichischen Institut für Geschichtsforschung hervorgegangen war, in den letzten Jahrzehnten fühlbar umgeschichtet. Jedoch, es gehört gerade zum Wesen einer lebendigen Schule in der Wissenschaft, daß sie nicht stehen bleibt, sondern immer neue Aufgaben in Angriff nimmt und neue Methoden ausbildet.

Ein besonders charakteristischer Zug der «Wiener Situation» ist die bedeutende Rolle der Denkmalpflege. Die staatliche Institution, die sich mit ihr befaßt, das Bundesdenkmalamt, gibt nicht nur eine eigene, vorzüglich geleitete Zeitschrift heraus, sie besitzt auch, ein Unikum im deutschen Sprachgebiet, eine eigene Forschungsstelle. Dieses «Institut für österreichische Kunstforschung» wird von Professor Dagobert Frey geleitet, und der Name dieses hervorragenden Gelehrten allein schon bürgt für das hohe Niveau ihrer Arbeiten. Nach außen tritt dieses Institut vor allem durch das «Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte» in Erscheinung, das heute zu einem der wichtigsten Organe der europäischen Kunstforschung geworden ist.

Vor uns liegt der zweite Nachkriegsband dieser Publikation, der XIV. der ganzen Reihe, wiederum wie die früheren vom Verlag Schroll ausgezeichnet gedruckt und reich ausgestattet [1]).

Die acht Beiträge, die er enthält, spiegeln die ganze Vielfalt der heutigen wissenschaftlichen Strömungen. Da es unmöglich ist, in einer kurzen Rezension von ihnen allen eine zureichende Vorstellung zu geben, greifen wir einige wenige Fragen heraus.

Den interessantesten Aufsatz hat zweifellos der Herausgeber *Dagobert Frey* selbst beigesteuert. Seine Untersuchung über «Die Bildkomposition bei Joseph Anton

---

[1]) Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte. Herausgegeben vom Institut für österreichische Kunstforschung des Bundesdenkmalamtes. Band XIV. Verlag Anton Schroll & Co., Wien 1950.

Koch und ihre Beziehung zur Dichtung» ist eine sehr subtile, mit feinen Werkzeugen der Stilanalyse unternommene, im besten Sinne geistesgeschichtliche Analyse der Bilder des Tiroler Malers und gleichzeitiger Dichtungen, wobei die «wechselseitige Erhellung» vor allem die besonderen Stileigentümlichkeiten der Malerei Kochs umschreiben und klären hilft. In diesen Jahren, wo sich bei uns langsam eine gerechtere Einschätzung der Kunst Böcklins anzubahnen beginnt, wird man den schönen Abschnitt über das Verhältnis Kochs zur Staffage im Bilde mit besonderem Gewinn lesen. Von der Sorgfalt der Frey'schen Dokumentierung sticht der erste Beitrag des Bandes, ein nach einem Vortragsmanuskript abgedruckter Text des leider so früh verstorbenen Leipziger Ordinarius *Theodor Hetzer* über «Francisco Goya und die Krise der Kunst um 1800» ein wenig ab. Die schon in früheren Arbeiten des Verfassers verfochtene These, wonach in der europäischen Malerei durch Giotto eine bestimmte Bildform geschaffen worden und durch all die Jahrhunderte hindurch eben bis zu Goya hin lebendig geblieben sei, dessen revolutionäre und etwas brutale Genialität sie endgültig erschüttert habe, scheint uns bei aller Anerkennung der Argumente doch etwas zu einseitig in Schwarz-weiß-Manier entwickelt, die besonders in den charakterisierenden Partien ständig zum Widerspruch herausfordert.

Der Aufsatz der Freiburger Dozentin *Lisa Schürenberg* über «Mittelalterlicher Kirchenbau als Ausdruck geistiger Strömungen» gliedert sich in eine wissenschaftliche Richtung ein, die seit längerer Zeit schon in Deutschland ihre Kreise zieht: das Bauwerk weit über alle bloß konstruktiven und formalen Analysen hinaus als Träger von «Inhalten» zu charakterisieren. Demgemäß sucht die Verfasserin an einer Reihe von großen Bauwerken das «Imperiale» und das «Asketische» abzulesen. Es ist keine Frage, daß eine solche Betrachtung der alten, vorwiegend stilgeschichtlichen Deutung sehr wertvolle neue Erkenntnisse bieten kann, besonders wenn sie sich wie hier, unter den Händen dieser ausgezeichneten Kennerin mittelalterlicher Architektur, von allen politischen Wünschbarkeiten des Tages fernhält.

Daß Österreich ein Land großartiger barocker Baukunst ist, wird auch an diesem Jahrbuch wieder deutlich. Fast zwei Drittel des stattlichen Bandes beschäftigen sich mit der sorgfältigen Erforschung barocker Architektur. Der junge Mainzer Professor *Heinrich Gerhard Franz* spricht über «Gotik und Barock im Werke des Johann Santini Aichel», jenes böhmischen Architekten, der im Anfang des 18. Jahrhunderts, mitten in der Blütezeit des Barock und neben seinen eigenen barocken Bauten, mehrere Kirchen in ausgesprochen gotischen Formen errichtet hat, wenige Jahrzehnte bevor man in Zürich den Türmen des Großmünsters die postgotischen Helme aufsetzte. Und *Eva Kraft,* Mitarbeiterin im Bundesdenkmalamt in Wien, behandelt «Wolfgang Hagenauer und eine Gruppe nordosttirolischer Kirchenräume», wieder einen anderen Aspekt dieser reichen Barockbaukunst der alten Monarchie. Sie stellt insbesondere eine Gruppe von Kirchen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit vorwiegend zentralem Grundriß zusammen und bringt sie auf Grund einer methodisch ausgezeichneten Analyse mit bestimmten Meistern in Verbindung. Man wird bei uns, wo ja nun die Inventarisation der Kunstdenkmäler im Thurgau und in St. Gallen in Gang gekommen ist, diese sorgfältige Studie aus dem Nachbarland mit besonderem Interesse zur Hand nehmen.

Kleinere Beiträge von *Peter Baldaß* über Hans Stethaimer, den Architekten des lichten Chores der Salzburger Franziskanerkirche, von *Fritz Novotny* über «Cézanne als Zeichner» und von *Erich Zöllner* über «Möglichkeiten und Grenzen der Zusammenarbeit zwischen Kunstgeschichte und Siedlungsgeschichte» schließen den reichen Band ab.

Joseph Gantner

Aus der Arbeit der protestantischen Theologie

I.

Die *Worte Jesu* sind dem heutigen Menschen so vertraut, daß er gegen ihre revolutionäre Wucht und sprachliche Schönheit weitgehend unempfindlich geworden ist. Darum ist die Neuübersetzung, die *Friedrich Streicher* in der Manessebibliothek herausgegeben hat, sehr zu begrüßen [1]). Frei von Bindungen an den herkömmlichen

Text, bemüht sich der Übersetzer nicht nur um eine philologisch genaue Wiedergabe — das tut auch die Zürcher Bibelübersetzung —, sondern er versucht auch den Sprachrhythmus zu erfassen und im Druck hervorzuheben, was in vielen Fällen durchaus sachgemäß ist und dem griechischen Urtext entspricht. Die langen Reden Jesu werden nach Möglichkeit in Einzelworte aufgelöst. Auf diese Weise gewinnt mancher Ausspruch des Herrn eine ganz neue Eindringlichkeit.

Im Vergleich zu der in den Evangelien enthaltenen Fülle von Herrenworten nehmen die außerbiblischen, von Kirchenvätern und alten Papyri überlieferten und darum nur der Fachwissenschaft bekannten Jesusworte einen kleinen Raum ein. Es ist ein Verdienst des deutschen Neutestamentlers *Joachim Jeremias,* diese versprengten Bruchstücke der Verkündigung Jesu allgemein zugänglich gemacht zu haben [2]). Der Verfasser behandelt eingehend 21 Worte Jesu, die sich anhand äußerer und innerer Kriterien als echt erweisen. Sie offenbaren alle etwas von der urtümlichen Kraft, die für die ersten Hörer in der Verkündigung Jesu gelegen haben muß. Die ganze Arbeit ist sorgfältig und leicht lesbar, so daß sie auch in weiteren Kreisen Beachtung finden wird.

W. G. Kümmel hat die *Aussagen des Neuen Testamentes über den Menschen* gesammelt und gesichtet [3]). Dies ist gerade bei den paulinischen Schriften keine leichte Aufgabe, da die Terminologie des großen Völkerapostels in diesem Punkte keineswegs eindeutig ist. In sorgfältiger Untersuchung, die dem schwierigen Abschnitt Röm. 7, 14 ff. besondere Aufmerksamkeit schenkt, kommt Kümmel zum Schluß, «daß bei starker Abweichung in der Terminologie und in der Betonung der einzelnen Anschauungen alle drei zentralen Formen der neutestamentlichen Verkündigung (Jesus, Paulus, Johannes) im wesentlichen dasselbe Menschenbild voraussetzen» (S. 48). Nur zwei Stellen bieten unter stoisch-hellenistischem Einfluß eine völlig andere Anschauung vom Menschen: Apg. 17, 28, ein Zitat des stoischen Dichters Arat, das die Gottesverwandtschaft des natürlichen Menschen behauptet, und 2. Petr. 1, 4, wo das Wesen des Menschen im Gegensatz hiezu als naturhafte Gottesferne verstanden wird. Die erste Stelle aus der Areopagrede des Paulus läßt aber auch eine andere Deutung zu: Paulus kann bei dieser Aussage nicht behaftet werden, da sie als Zitat nur dazu dienen will, die Nichtigkeit der von Menschenhänden verfertigten Gottesbilder darzutun. Beim 2. Petrusbrief müßte der Begriff «Natur» genauer untersucht werden, bevor Kümmels Urteil endgültig akzeptiert werden kann. Die Arbeit des Verfassers, die durch nüchterne Schlichtheit wohltuend auffällt, verdient den Dank der ganzen Theologie.

Im Rahmen der «Prophezei», die als schweizerisches Bibelwerk für die Gemeinde im *Zwingli-Verlag, Zürich,* erscheint, legt *Wilhelm Michaelis,* der Neutestamentler der Universität Bern, das *Evangelium nach Matthäus* aus [4]). Die zwei bisher fertiggestellten Bände, die die Kapitel 1—17 umfassen, stellen eine für Laien und Theologen gleicherweise beachtenswerte Bibelhilfe dar. Auf dem Untergrund solider wissenschaftlicher Kleinarbeit erhebt sich zunächst eine eigene Übersetzung, der man die Treue zum Urtext wie die Sorge um sprachliche Verständlichkeit anmerkt. Sodann wird die Botschaft des Matthäus klar herausgearbeitet. Die Resultate, zu denen der Autor gelangt, sind nirgends vorschnell gewonnen. Umsichtig werden zuerst alle Möglichkeiten des Verständnisses geprüft, ehe der Entscheid gefällt wird. Diese Arbeitsweise, verbunden mit einem klaren Stil, macht das Werk zu einem Helfer, der sich einen großen Freundeskreis erwerben wird.

Die Zukunft der Welt und der Kirche nennt der Zürcher Pfarrer *Max Ronner* seine Auslegung der ersten Hälfte der Apokalypse des Johannes [5]). Er hat gründliche Arbeit geleistet, als er sich an dieses für den heutigen Menschen wohl schwierigste Buch des Neuen Testamentes heranwagte. Nüchtern versucht er, die in einem Übermaß von Bildern und Anspielungen enthaltene Botschaft so herauszuschälen, daß auch der Laie sie versteht. Dabei wird aber das geschriebene Wort bis ins Letzte ernst genommen, nirgends erhält man nur eine nach dem modernen Geschmack beschnittene Auswahl. Eher hat der Verfasser stellenweise der Ausdeutung bildhafter Einzelzüge zu großes Gewicht beigemessen. Ansprechend wirkt vor allem auch die Form der Darstellung: das mühsame Weiterschreiten von einem Bibelvers zum andern ist vermieden. An seine Stelle tritt die zusammenfassende Darstellung der biblischen Gedanken in kleineren Abschnitten. Im ganzen eine Arbeit, an der man Freude haben kann.

Wenn es *Otto Bruder* unternimmt, unter dem Titel *Die Urgemeinde und wir* eine Auslegung der Apostelgeschichte zu schreiben, darf man mit Recht auf das Ergebnis gespannt sein [6]). Die Erwartungen werden auch nicht enttäuscht. Der Dichter, der uns schon manches packende, von christlichem Ethos getragene Werk geschenkt hat, bewährt hier seine Kunst als demütiger Schüler der Hl. Schrift. Alles Trockene, nur Gelehrte und nur historisch Beschreibende ist vermieden. An seine Statt tritt das Bemühen, die Botschaft der Bibel als eine lebendige, für die Gegenwart aktuelle zu verstehen. Hiebei paart sich die Aufgeschlossenheit eines modernen, allen Phrasen abholden Menschen mit dem Willen, genau auf den Text zu hören. In Bruders Auslegung steht denn auch wie in der Apostelgeschichte der lebendige Christus im Mittelpunkt und nicht die Apostel und ihre Taten. Wir haben noch selten eine so packende Auslegung gelesen.

Die vom *Zwingli-Verlag* veranstaltete Volksausgabe der *Werke Zwinglis* vereinigt in ihrem 11. Band vier für die Sakramentsfrage wichtige Schriften des Zürcher Reformators: Von dem Touff (1525), Ein klare Underrichtung vom Nachtmahl Christi (1526), Fidei ratio (1530) und Expositio fidei (1531) [7]). Die beiden letzten Werke, ursprünglich lateinisch verfaßt, sind vom Herausgeber Rudolf Pfister in gutes Deutsch übertragen worden. Eine Fülle von Anmerkungen sprachlichen und sachlichen Inhaltes machen die Arbeiten Zwinglis für jeden Leser verständlich. Dem initiativen Verlag gebührt Dank für das Unternehmen, die Hauptschriften Zwinglis allgemein zugänglich zu machen, denn die von G. Finsler, W. Köhler und A. Rüegg besorgte, auf das 400jährige Jubiläum der Zürcher Reformation herausgegebene Auswahl konnte den Ansprüchen schon lange nicht mehr genügen. — Der verdiente Zwingliforscher *Oskar Farner* schenkt uns in einem schmucken illustrierten Bändchen ein kurzgefaßtes Lebensbild *Huldrych Zwinglis* [8]). Ohne die theologische Lehrentwicklung des Reformators zu vernachlässigen, legt Farner den Hauptakzent auf das Biographische, wobei er alles Wesentliche der vielseitigen Persönlichkeit Zwinglis zur Darstellung bringt. Die in ansprechendem Stil geschriebene Arbeit eignet sich besonders auch für Lehrer vorzüglich als Einführung in Leben und Werk des großen Toggenburgers. — In der Frage der Kirchenzucht sind unsere Reformatoren zu keinem befriedigenden Ergebnis gelangt. Auch *Zwingli,* dessen Stellung zur *Kirchenzucht Roger Ley* in seiner Zürcher Dissertation untersucht, zeigt ein merkwürdiges Schwanken in der Bewertung dieser Einrichtung, besonders in der Zeit bis 1527. Von da an möchte Zwingli im Widerspruch zu seiner früheren Meinung und zum täuferischen Ideal der reinen Gemeinde die Verbindung von Kirchenzucht und Abendmahl nur noch bedingt gelten lassen. Der stete Wandel der Anschauungen des Reformators zwang den Autor zum Verzicht auf eine zusammenhängende systematische Darstellung und ließ nur die Möglichkeit offen, jeweils einzelne Schriften und kurze Zeiträume zu überblicken. Daß Ley den Reformator fortwährend auf die Schriftgemäßheit seiner Ansichten und Maßnahmen prüft und in drei Anhängen auch die nachreformatorischen Ausprägungen der Kirchenzucht zusammenstellt, macht seine Arbeit besonders wertvoll [9]).

In feinsinniger Art kündet *Otto Dibelius,* der protestantische Bischof von Berlin, *Vom Erbe der Väter* [10]). Er sieht dieses Erbe in der christlichen Substanz, die während 1500 Jahren im deutschen Volk lebendig war. Die gut ausgewählten kurzen Selbstzeugnisse großer Frauen und Männer, unter denen Luther einen besonderen Platz einnimmt, fügen sich unter der Hand des Verfassers zu einem eindrücklichen Längsschnitt deutscher Geschichte, während der Blick auf außerdeutsche Gestalten und Verhältnisse den Zusammenhang mit der Ökumene zum Bewußtsein bringt. Aufnahmen von Domen, Kunstwerken und Gebräuchen führen dem Leser den Reichtum des Vätererbes auch im Bild vor Augen und warnen unaufdringlich vor Verschleuderung und Mißachtung der christlichen Substanz. So hat Dibelius ein schönes Buch geschaffen, das man gerne immer wieder zur Hand nimmt, weil es einer zerfahrenen Generation das Beste einer großen Vergangenheit lebendig werden läßt.

Unter dem Titel *Lichtträger* veröffentlicht der Thaynger Reallehrer *G. Keller* ein ansprechendes Büchlein vom Kampf und Leiden der Waldenser [11]). Als Träger evangelischen Gedankengutes ragen hervor: Bischof Claudius von Turin (um 800), Petrus Waldes, Josua Janavel und Henri Arnaud. Als Ereignisse finden die «Piemontesischen Ostern» von 1655 und die «Glorreiche Rückkehr» von 1689 die besondere Aufmerksamkeit von Verfasser und Leser. Obwohl das Didaktisch-Erbau-

liche im Vordergrund steht, entbehrt die Arbeit doch nicht der historischen Dokumentation und wird darum bei Lehrern, Jugendleitern usw. einen dankbaren Leserkreis finden.

Mit feinem Verständnis zeichnet *Alfred Stucki* das Lebensbild der christlichen Dichterin und Mutter Johanna Spyris, *Meta Heußer-Schweizer,* jener Frau von «vorbildlichem Pflichtbewußtsein, seltener Gemütstiefe und froher Glaubensinnigkeit», die im Doktorhaus von Hirzel-Zürich eine reiche Wirksamkeit entfaltete [12]). Besondere Berücksichtigung findet ihr dichterisches Werk, das gleicherweise von echter Begabung wie von zuversichtlichem Glauben zeugt. Die Wirren der napoleonischen Ära und andere Zeitereignisse greifen tief in den Lebensgang dieser ungewöhnlichen, aber dabei äußerst bescheidenen Frau ein, so daß der Leser dieser kleinen Biographie auch ein Stück heimatlicher Geschichte erlebt.

In der Manesse-Bibliothek der Weltliteratur hat *Werner Weber* eine Auswahl aus der von *Matthias Claudius* redigierten Volkszeitschrift *Der Wandsbecker Bote* herausgegeben [13]). Besonders interessant sind die Abschnitte, in denen Claudius gegen Aufklärung und Rationalismus Front macht. Hierin lag der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit. Die schlichte, warme Menschlichkeit auf dem Grund einer tiefgläubigen Lebenshaltung, die für Claudius charakteristisch ist, spricht auch zum Herzen des modernen Menschen und läßt ihn ahnen, daß es noch Werte gibt, die nicht in Zahlen und Kausalketten gefaßt werden können.

Goethes religiöse Entwicklung behandelt der Mainzer Theologe *Walther Völker* in einem ausgezeichneten Vortrag, der in der *Theologischen Zeitschrift* abgedruckt ist [14]). Der Aufsatz hält sich gleicherweise frei von unkritischer Genieverehrung wie von kleinlichem Richtgeist. Im Pietismus seines Frankfurter Vaterhauses und in Herders Humanitätsideal sieht der Autor die beiden gegensätzlichen Komponenten, die bestimmend auf Goethe eingewirkt haben. Völkers Studie ist etwas vom Besten, was wir über Goethes Religion gelesen haben.

Der große Däne *Sören Kierkegaard,* einer der Väter der dialektischen Theologie, ist nicht nur ein scharfer Denker, sondern auch ein unbestechlicher Psychologe. Dies kommt deutlich in seiner *Beichtrede* zum Ausdruck, die grundlegende Gedanken zu einer theologischen Ethik enthält. Kierkegaard stellt den Menschen mit solcher Wucht als den Einzelnen vor Gott, daß seine Rede trotz ihrer Schwerfälligkeit zum seelsorgerlichen Aufruf an den Leser wird. Dem deutschen Verlag gebührt Dank für die Herausgabe des Büchleins [15]).

Edwin Künzli

---

[1]) Die Worte des Herrn. Aus dem Urtext neu übersetzt und herausgegeben von Friedrich Streicher. Manesse-Verlag, Zürich 1948. [2]) Joachim Jeremias: Unbekannte Jesusworte. Zwingli-Verlag, Zürich 1948. [3]) Werner Georg Kümmel: Das Bild des Menschen im Neuen Testament. Zwingli-Verlag, Zürich 1948. [4]) D. Wilhelm Michaelis: Das Evangelium nach Matthäus. 2 Bände. 1. Teil: Kap. 1—7. 2. Teil: Kap. 8—17. Zwingli-Verlag, Zürich 1948/49. [5]) Max Ronner: Die Zukunft der Welt und der Kirche. Eine Auslegung der Offenbarung des Johannes, Kapitel 1—11. Zwingli-Verlag, Zürich 1949. [6]) Otto Bruder: Die Urgemeinde und wir. Ein Gang durch die Apostelgeschichte. Gotthelf-Verlag, Zürich 1948. [7]) Zwinglis Hauptschriften, Band 11: Zwingli, der Theologe, III. Teil, bearbeitet von Rudolf Pfister. Zwingli-Verlag, Zürich 1948. [8]) Oskar Farner: Der Reformator Huldrych Zwingli. Zwingli-Verlag, Zürich 1949. [9]) Roger Ley: Kirchenzucht bei Zwingli. Zwingli-Verlag, Zürich 1948. [10]) Otto Dibelius: Vom Erbe der Väter. Kreuz-Verlag, Stuttgart 1950. [11]) Gottfried Keller: Lichtträger. Verlag Heinrich Majer, Basel 1949. [12]) Alfred Stucki: Meta Heußer-Schweizer. Die christliche Dichterin. Verlag Heinrich Majer, Basel 1949. [13]) Matthias Claudius: Der Wandsbecker Bote, herausgegeben von Werner Weber. Manesse-Verlag, Zürich 1947. [14]) Theologische Zeitschrift, herausgegeben von der Theologischen Fakultät der Universität Basel, Jg. 5, Heft 4. Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1949. [15]) Sören Kierkegaard: Das Eine, das not tut. Eine Beichtrede. Übersetzt von Thyra Dorenburg. Johs. Storm Verlag, Bremen 1948.